

Nichts führt zurück

Flucht, Vertreibung, Integration
Zeitzeugen-Erinnerungen 1944–1955

Schulreader

Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten standen im westlichen Nachkriegsdeutschland wiederholt im Mittelpunkt medialer Darstellungen und Auseinandersetzungen. Dabei haben sich im Laufe der Jahrzehnte zwangsläufig die thematischen Schwerpunkte verschoben. Die emotional stark aufgeheizten Debatten - wie konnte es anders sein - sind ruhiger geworden und weichen allmählich einer sachlichen Aufarbeitung. Verluste auf allen Seiten werden beim Namen genannt, Tatsachen nicht mehr verdrängt und verschwiegen, sondern im Zusammenhang der Ereignisse mit Erschütterung wahrgenommen.

Dieser Zeitgut Schulreader will Schülern und Lehrern helfen, die Wirklichkeit von Flucht, Vertreibung und Integration zu erkennen und zu vermitteln. Die allgegenwärtige fiktionale Darstellung des Mediums Film wird von den authentischen Zeitzeugen-Erinnerungen berichtigt und bereichert.

Inhalt des Schulreader

Siegfried Allzeit Letzte Tage in Königsberg Königsberg, Ostpreußen Januar 1945	2 Seiten	S. 2 - 3
Karl Radtke Die Nadel im Heuhaufen Klein Veldekow – Belgard, Pommern) März 1945	2 Seiten	S. 4 - 5
Hanna Rieck Der See bei Liegnitz, Niederschlesien Frühjahr 1945	2 Seiten	S. 6 - 7
Helga Naujoks Dai kusotschka chleba! Preußisch Eylau – Königsberg, Ostpreußen*) Frühjahr 1947	3 Seiten	S. 8 - 10
Ingeburg Zimmermann Mutti, ich kann lesen! Klein Sisbeck, Kreis Helmstedt, Niedersachsen Juli – Weihnachten 1948	3 Seiten	S. 11 - 13

Druck aus der
PDF-Gesamtdatei:

Auszüge aus dem Buch



Am letzten Sonntag des Januars 1945 wurden alle Familien mit Kindern aufgefordert, um 18 Uhr zum Hauptbahnhof zu kommen. Es würde noch einmal ein Transport zusammengestellt, der die Mütter mit Kindern aus dem Kessel herausbringen sollte. Wir packten einige Sachen und machten uns auf den Weg zum Bahnhof. Jeder hatte einen Rucksack auf dem Rücken. Meine Mutter trug die kleine Schwester auf dem Arm, mein Bruder, 12 Jahre alt, schleppte eine Tasche und ich, der 14-Jährige, zwei Koffer. Es war kalt. Während des ganzen Weges zum Bahnhof hörten wir Maschinengewehr- und Geschützfeuer, auch einige „Stalinorgeln“*).

Auf dem Hauptbahnhof herrschte Chaos. Niemand wußte, auf welchem Bahnsteig oder wann überhaupt noch ein Zug abfahren sollte. Das Bahnhofsgelände lag im Dunkeln. In der großen Bahnhofshalle saßen und lagen Menschen auf ihrem bißchen Habe, die sie bis hierher gebracht hatten. Man mußte aufpassen, daß man nicht auf jemanden trat, denn im Schein einer Taschenlampe oder einer Kerze war nicht viel zu sehen. Nicht nur Flüchtlinge und Königsberger warteten auf einen Zug, sondern auch viele Militärangehörige. Einige schimpften auf den Krieg, auf Hitler und die Bonzen so laut, daß es alle hören konnten. Zwischendurch suchten die Kettenhunde von der Feldgendarmarie nach desertierten Soldaten.

Unterdessen war es 20 Uhr, aber nichts passierte.

Immer mehr Menschen strömten zum Hauptbahnhof. Endlich lief ein Zug ein, aber nicht auf dem Bahnsteig, auf dem wir standen. Die Menschenmassen bewegten sich jetzt auf diesen Bahnsteig zu, es war ein großes Geschubse und Gedränge. Man mußte achtgeben, daß man nicht noch stolperte. Als wir endlich auf dem Bahnsteig standen, war der Zug bereits übertoll. Die Menschen waren eingepreßt in den Abteilen, auch auf den Trittbrettern standen sie. Doch der Zug fuhr nicht ab.

Alles lag in einem gespenstischen Halbdunkel. Eisenbahner liefen hin und her; auf Fragen nach der Abfahrt des Zuges oder ob weitere Züge fahren würden, konnten sie keine Auskunft geben. So standen wir eingepfercht in dieser Menschenmasse und warteten. Wir hielten uns aneinander fest, damit wir nicht getrennt wurden. Von draußen hörte man weiter das Schießen, manchmal wurde auch die Bahnsteigüberdachung getroffen. Es klirrte kräftig, zerbrochene Scheiben schienen herunterzufallen, aber das war im Dunkeln nicht auszumachen, auch nicht, ob jemand verletzt wurde.

Wir blieben bis gegen 22 Uhr, doch es geschah nichts. Meine kleine Schwester hatte durch das ganze Hin und Her ih-

*) deutsche Bezeichnung für den im Zweiten Weltkrieg von der Roten Armee eingesetzten Mehrfachraketenwerfer – russisch „Katjuscha“ –, mit dem in kurzer Folge bis zu 48 Geschosse abgefeuert werden konnten.

Auszüge aus dem Buch



ren Handschuh verloren. Ihre Finger waren kalt geworden, sie wurde quengelig, so gingen wir wieder nach Hause. Wir stellten unser Gepäck ab und gingen schlafen, denn wir waren müde und durchgefroren. Nur Mutter ist aufgeblieben und hat angefangen, den verlorenen Handschuh neu zu stricken.

Zwei Tage später haben wir durch Zeitung und Rundfunk erfahren, daß der letzte Zug, der Königsberg verlassen hatte, von den Russen bei Metgethen gestoppt worden war, und sie ein schreckliches Massaker unter den Flüchtlingen angerichtet hatten.

Von den zum Zeitpunkt der Einnahme durch die Rote Armee noch in der Stadt lebenden zirka 110.000 Königsbergern kamen über 90.000 aufgrund der katastrophalen Lebensbedingungen und sowjetischer Willkür- und Racheakte ums Leben oder wurden verschleppt. Im Dezember 1945 lebten noch etwa 20.000 Deutsche in der Stadt. Die Überlebenden wurden 1947/48 ausgesiedelt.

Königsberg wurde 1946 umbenannt in Kaliningrad, Rußland. Bis 1991 war Kaliningrad als militärischer Sperrbezirk eine geschlossene Stadt. Durch die Unabhängigkeit Litauens wurde das Gebiet zu einer russischen Exklave. 2005 hatte Königsberg 750jähriges Stadtjubiläum.

Angaben zum Autor

Allzeit, Siegfried, geb. 1931 in Königsberg, Ostpreußen, lebt in Luckenwalde, Brandenburg.

Beruf/Tätigkeiten: Maschinenschlosser, Meister, im Ruhestand.

Auszüge aus dem Buch



Am 1. März 1945 trifft es uns unvermittelt. Gegen Morgen werden wir von anschwellendem Lärm geweckt. Ich ziehe mich an und laufe auf die Straße.

„Schnell, schnell! Die Russen kommen! Wir spannen nur noch die Pferde ein!“ ruft mir der Nachbar zu.

Ich ziehe meine kranke Mutter an, die Geschwister schleifen das immer bereitliegende Fluchtgepäck zum Pferdewagen. Huckepack, Mutter schreit und stöhnt vor Schmerzen, schleppe ich sie nach unten. Mein Bruder stützt mich von vorne, damit wir die steile Treppe nicht hinabstürzen. Der Bauer hilft uns, sie mit einem Stuhl auf den Pritschenwagen zu heben. Dann geht es los. Ich weiß nicht wohin, höre aber vom Kutscher, daß er uns zur Kleinbahn bringen soll. Mein Bruder und ich haben große Mühe, den Stuhl mit der wimmernden Frau auf dem schaukelnden Gefährt festzuhalten.

Am Kleinbahnhof hocken wir uns zu den anderen Flüchtlingen auf unsere Säcke und warten. Irgend jemand erzählt, daß ein Zug uns nach Belgard bringen soll. Plötzlich setzt Geschützdonner ein. Einige verdreckte, ausgemergelte Soldaten tauchen auf und lassen sich todmüde auf die Erde fallen. Dann jagt ein Kübelwagen heran. Ein Offizier springt herunter und von den Rücksitzen erheben sich mühsam zwei jüngere Frauen, stumm, mit angstgeweiteten Augen.

Der Offizier schreit den Bahnbediensteten an: „Zum Teufel, wo bleibt denn der Zug? Hinterm Wald steht der Iwan!“

Der Beamte telefoniert wieder und wieder, der Offizier tobt weiter. Dann tritt er auf uns zu und ruft: „Versucht auf den Schienen den Wald da zu erreichen. Dort wird euch ein Zug abholen. Aber beeilt euch!“

Alle stürzen fort. Bald stehen wir allein am Bahnhof, nur die schlafenden Soldaten sind noch da. Die Angst verleiht uns jedoch Riesenkräfte. Den Tornister vorne um den Hals, nehme ich mit meines Bruders Hilfe die stöhnende Mutter auf den Rücken. Sie schreit vor Schmerzen, zerbeißt sich die Lippen. Todesangst treibt uns voran. Meine Geschwister schleifen das Fluchtgepäck durch den Dreck.

Endlich erblicken wir den rettenden Zug. Er steht schon unter Dampf. Ich weiß nicht mehr, wie wir ihn erreicht haben. Erst das Rütteln des Waggons macht mir bewußt: Wir haben es geschafft!

Das Chaos auf dem Bahnhof Belgard ist unbeschreiblich. Die Menschen haben begriffen, daß sie in der Falle sitzen. Ihre letzte Hoffnung wird der Kolberger Hafen. Panik bricht aus. Nur starke und gesunde Menschen hätten eine Chance, wenn jetzt ein Zug zur Küste fahren würde.

Fluchtartig verlassen wir den Bahnhof, auch aus Angst vor Luftangriffen. Als ich vor dem Gebäude die verlassenen Fuhrwerke sehe, komme ich auf die wahnwitzige Idee, mit einer

*) heute Wełdkówko - Białogard, Pomorze, in Polen

Auszüge aus dem Buch





Auf diesem Foto aus dem Jahr 1944 bin ich 15 Jahre alt. Ich trage die Arbeitskleidung der Lehrerbildungsanstalt Treptow/Rega.

Kutsche zur Küste zu fahren. Zusammen mit den Angehörigen meines Freundes Heinz versuchen wir es. Aber wir kommen nicht weit. Auf der Ausfallstraße nach Kolberg herrscht dasselbe unbeschreibliche Durcheinander: Trecks, Wehrmachtsfahrzeuge, Leute mit und ohne Handwagen, Reiter. Die Kräftigsten marschieren im Straßengraben, kommen dort am ehesten voran. Resigniert wenden wir, um uns in der Stadt zu verkriechen. Leider müssen wir uns trennen, wir kommen im Pfarrhaus unter, die Mutter meines Freundes mit ihren beiden Kindern in der Nähe.

Noch einmal suche ich nach einer Chance zur Flucht. In einer Seitenstraße zum Marktplatz stoße ich auf Wehrmachtsfahrzeuge, daneben einige Landser, rauchend und apathisch wirkend. „Habt ihr noch Platz?“ frage ich den ersten.

Der deutet mit dem Daumen über seine Schulter hinweg auf einen Feldweibel am vordersten Auto. Dessen Bescheid ist deprimierend: „Ich könnte nicht mal dich allein mitnehmen.“

Verzweifelt trotte ich weiter durch die fremde Stadt. Der Geschützdonner hält unvermindert an ...

Angaben zum Autor

Radtke, Karl, geb. 1929 in Bischofswalde, Kreis Schlochau, Pommern, lebt in Weyhe, Niedersachsen.

Beruf/Tätigkeiten: Lehrer im Ruhestand. Bisherige Veröffentlichungen: Beiträge in Zeitgut Band 5, 12 und 18.

Auszüge aus dem Buch

Nichts führt zurück

Flucht, Vertreibung, Integration 1944–1955
Zeitgut-Auswahl, 320 Seiten, gebunden
erweiterte Neuauflage 2007
ISBN 978-3-86614-133-9, Euro 9,95



Am Ende eines langen, warmen Frühlingstages hatte der Treck die Stadt erreicht. Die Pferde waren müde und drohten auf den gewölbten Straßen, die mit Basaltsteinen gepflastert waren, auszurutschen. Die Kutscher mußten gehörig aufpassen, daß die Tiere nicht hinfielen. Unsere Pferde mußten gleich zwei Wagen ziehen: den Planwagen und die angehängte schwarze Kutsche. In dem Planwagen mit unserer geringen Habe fand auch der Kinderwagen mit meiner sieben Monate alten Cousine Platz.

Früher waren wir sonntags in der Kutsche spazierengefahren, oder die Erwachsenen hatten sie benutzt, um in der Kreisstadt wichtige Dinge zu erledigen. Aber das war vor unserer Flucht aus Petersdorf, Kreis Liegnitz, gewesen. Jetzt diente sie unserer Großmutter und uns Kindern als Unterkunft. Unter dem Kutschedach waren wir vor Regen, Kälte und in der Dunkelheit geschützt. An diesem Abend durften wir neben den Fahrzeugen hergehen. Ich konnte mich nicht sattsehen an dem mit strahlend hellen Sternen übersäten Firmament. Es wirkte, als wollte der Himmel sehen, was auf der Erde los ist.



Flüchtlingstreck in Schlesien 1945.

Nachdem wir die Stadt durchquert hatten, kamen wir auf eine große Wiese am Fluß, die uns Flüchtlingen als Lagerplatz zugewiesen worden war. Die Planwagen wurden in Reih und Glied aufgestellt und die Pferde auf die benachbarte Koppel gebracht, damit sie fressen und sich ausruhen konnten.

Bald hatten sich auch die Menschen auf dem Platz eingerichtet. Die beiden jüngsten von uns fünf Kindern durften in der Kutsche schlafen, Oma auch. Wir „Großen“ – ich war mit secheinhalb die Älteste – mußten unter dem Planwagen

*) heute Legnica in Polen

Auszüge aus dem Buch



liegen, auf Pferddecken und in unförmige dunkelblaue Trainingsanzüge gesteckt.

Ich schlief wenig in dieser Nacht. Durch die Nähe des Flusses gab es viele Mücken. Immer wieder wachte ich auf und war damit beschäftigt, sie von meinem Gesicht zu vertreiben. Ich glaube, ich habe auch geweint – wie so oft in dieser Zeit. Ich fühlte mich alleingelassen. Die Erwachsenen kämpften ums Überleben und hatten wenig Zeit für die Nöte von uns Kleinen.

Endlich brach der neue Tag an. Wir entledigten uns schnellstens der dicken Anzüge. Es wurde so warm, daß wir im Fluß baden konnten. Bis zum Abend, für den uns eine Unterkunft in einem nahegelegenen Schulgebäude versprochen war, erkundeten wir die Umgebung.

Ein schmaler Weg, mehr ein Trampelpfad, führte durch hohes Schilf zu einem kleinen See. Man konnte ihn kaum sehen. Ich weiß nicht, wie wir den Rest des Tages verbracht haben, jedenfalls war es wieder Abend geworden. In der Dämmerung liefen plötzlich viele Leute in die Richtung, in der der See lag. Als auch wir dicht genug dran waren, sahen wir zwei alte Leute, einen Mann und eine Frau, die sich an den Händen gefaßt hatten und ganz langsam ins Wasser gingen, Schritt für Schritt – und niemand hielt sie auf. Bald waren sie verschwunden. Für sie war die Flucht zu Ende.

Angaben zur Autorin

Rieck, Hanna, geb. Radzig, geb. 1938 in Hirschberg, Schlesien, lebt in Soest, Nordrhein-Westfalen.

Beruf/Tätigkeiten: Kinderkrankenschwester; Hausfrau, seit 1993 Mitglied der Soester Schreibwerkstatt.

Bisherige Veröffentlichungen: in „Johannisfeuer“, Kurzgeschichten und Prosa (Anth.), Wiesjahn-Verlag, Berlin 1997; Beiträge in Zeitgut Band 7.

Auszüge aus dem Buch

Nichts führt zurück

Flucht, Vertreibung, Integration 1944–1955
Zeitgut-Auswahl, 320 Seiten, gebunden
erweiterte Neuauflage 2007
ISBN 978-3-86614-133-9, Euro 9,95



Unsere Mutter war kurz nach dem Einmarsch der Roten Armee am 9. Februar 1945 in Preußisch Eylau von einer sowjetischen Militärstreife verhaftet und – wie wir erst später erfuhren – nach Sibirien deportiert worden. Im August 1945 war unser Vater aus Gram darüber gestorben. Kurz darauf starben auch unsere Großeltern. Nach ihrem Tod lebten wir drei Geschwister allein. Ob unsere große Schwester Eleonore noch lebte, wußten wir nicht. Sie war mit der Familie unseres Nachbarn Poerschke in Richtung Frisches Haff geflüchtet. Mit meinen 14 Jahren fühlte ich mich für meine beiden jüngeren Geschwister Marga, zwölf, und Bernhard, zehn Jahre alt, verantwortlich.

Als die ersten russischen Familien nach Preußisch Eylau kamen, nahmen sie von allem Besitz. Aus den Wohnungen, in denen wir Unterschlupf gefunden hatten, wurden wir vertrieben. Für uns, die letzten Deutschen hier, blieben nur noch die Ruinen. Es herrschte Hungersnot, selbst die Russen hatten kaum etwas zu essen. Im Magazin erhielten sie ihre Rationen, sorgfältig auf einer deutschen Waage ausgewogen. Eine Schnitte wurde in vier Stückchen geteilt und oben auf die Ration gelegt. Deutsche hatten dort keinen Zutritt. Wenn die Russen herauskamen, streckten sich ihnen viele dünne Kinderarme entgegen: „Poschaluista, dai kusotschka chleba!“ – „Bitte, gib mir ein Stück Brot!“

Die einfachen Soldaten teilten fast immer.

Der Dezember 1946 war auch für ostpreußische Verhältnisse ungewöhnlich kalt. Unsere größte Sorge war, neben Eßbarem unbedingt etwas Brennbares aufzutreiben zu können. In die Umgebung von Preußisch Eylau, in die Wälder mit dichtem Unterholz, wagte sich niemand mehr. Es wäre zu gefährlich gewesen, denn überall streiften sowjetische Soldaten umher, immer auf der Suche nach „Wertvollem“ oder nach Frauen, wobei das Alter keine Rolle spielte.

Längst waren alle Holzzäune abgerissen und verfeuert worden. Die wenigen deutschen Einwohner, die nicht geflüchtet oder noch nicht vor Hunger gestorben waren, begannen allmählich, die Treppengeländer und Möbel zu verheizen ...

... Im Frühjahr 1947 wurden alle elternlosen Kinder aufgegriffen und in das russische Waisenhaus „Kalthof“ nach Königsberg gebracht. Dort lebten wir zusammen mit russischen Waisenkindern. Sie waren älter als wir, schlugen uns und nannten uns „Faschisten“. Die Erzieher waren Russen in Militäruniform. Weil wir es dort nicht aushalten konnten, rissen wir aus. Irgendwie schlugen wir uns bis Preußisch Eylau durch. Hier kannten wir uns aus. Und wieder hausten wir in Ruinen. Wir ernährten uns durch Betteln, nachts stahlen wir bei den Russen das Obst von den Bäumen.

*) heute Bagrationowsk und Kaliningrad in Rußland

Auszüge aus dem Buch



Nichts führt zurück

Flucht, Vertreibung, Integration 1944–1955
Zeitgut-Auswahl, 320 Seiten, gebunden
erweiterte Neuauflage 2007
ISBN 978-3-86614-133-9, Euro 9,95

Im September entdeckte uns die Miliz, und wir wurden in das Waisenhaus zurückgebracht. Dort bekam ich bald hohes Fieber, bis ich schließlich so schwach war, daß ich nicht mehr allein gehen konnte. Ein Sanka, ein russischer Krankenwagen, kam und ich wurde auf eine Trage gelegt. Ehe die Tür hinter mir zuschlug, sah ich noch Marga mit roter Mütze und rotem Mantel, daneben den kleinen, dünnen Bernhard. Auch die anderen Kinder standen erschrocken und stumm da. Sie dachten wohl alle, ich müsse bald sterben.

Man brachte mich in das einzige deutsche Diakonissen-Krankenhaus in Königsberg. Ich hatte Typhus und Ruhr. Wochenlang pflegten mich sehr alte, deutsche Ärzte und Diakonissenschwestern gesund. Die Russen belieferten das Krankenhaus mit Brot und wenigen anderen Lebensmitteln. Dadurch gelang es dem Personal, viele Deutsche zu retten.

Eine Diakonissenschwester brachte mich zurück ins Waisenhaus. Hier mußte ich erschrocken feststellen, daß keine deutschen Kinder mehr da waren. Daraufhin lief ich zu Fuß nach Preußisch Eylau, suchte dort überall nach Marga und Bernhard, fand sie aber nicht. Ich kroch in alle Keller, in alle Ruinen, aber in der ganzen Stadt war kein einziger Deutscher mehr zu finden!

Völlig verzweifelt kehrte ich nach Königsberg zurück, konnte dort zum Glück das Krankenhaus, in dem ich gelegen hatte, wiederfinden. Ich flehte die Schwestern an, mich wieder aufzunehmen. Sie schickten mich nicht weg, sie teilten das Wenige, das sie hatten, mit mir.

Ende November 1947 wird das Krankenhaus „Barmherzigkeit“ geräumt. In einer langen Kolonne führen uns die Russen zum Bahnhof. Dort müssen wir uns im Freien völlig nackt ausziehen und zusehen, wie vor unseren Augen die Kleidung und unsere letzte Habe wie Dokumente, Fotos und Briefe in ein großes Feuer geworfen wird. Jahrelang hatte ich über alle Schwierigkeiten hinweg unser Familienstammbuch und einige Fotos immer in einem großen, grauen Beutel um den Hals getragen, mich nie davon getrennt. Jetzt verbrannte alles!

Wir werden für die Fahrt ins „Reich“ neu eingekleidet. Neben anderen Kleidungsstücken bekomme ich einen wattierten Mantel und ganz neue, hohe Schnürschuhe. Anschließend werden wir Kinder in großen Gruppen mit einer deutschen Frau als Begleitung zu einem zerbombten kleinen Bahnhof geführt. In dem Waggon ist ziemlich schmutziges Stroh aufgeschüttet. An einer Seite ist, wir glauben zu träumen, ein Berg Kommißbrot gestapelt, dazu „Deutsche Tafelmargarine“.

Den ganzen Tag über steht der Zug, wir können nicht hinaus, die Tür läßt sich von innen nicht öffnen. Auf dem Stroh können wir nicht liegen, es ist zu eng. Ich sitze mit angezo-

Auszüge aus dem Buch



genen Beinen und habe Durst. Wasser gibt es nicht. In einer Ecke steht ein Eimer für die Notdurft. Viele Kinder haben Durchfall. Die Kleinkinder wimmern vor sich hin, manche können noch nicht reden. Keiner weiß, wer sie sind und wie sie heißen. Sie wurden in Ruinen oder in leeren Wohnungen gefunden, erklärt die Frau.

Wir reißen vom Brot große Stücke ab und schmieren die Margarine mit Fingern darauf, es gibt kein Messer. Der Durst wird immer schlimmer. Irgendwann bin ich eingeschlafen und wieder aufgewacht, weil meine Beine ganz steif waren. Durch den Sehschlitz kann ich erkennen, daß es Nacht ist und der Zug fährt. Dann steht er wieder oder fährt ganz langsam. Einmal regnet es und wir strecken unsere Hände aus der kleinen Öffnung und lecken sie ab. Irgendwo, es ist ein polnischer Name, wird die Waggontür zum ersten Mal aufgemacht. Wir taumeln auf den Bahnsteig und haben nur einen Wunsch: Wasser! Der Bahnsteig ist im Nu von Hunderten Menschen überfüllt. An der Lokomotive wird Wasser verteilt. Ein deutscher Eisenbahner reicht mir einen rostigen Kochtopf voll Wasser: „Trink, Kleine!“

Tote Kinder werden aus dem Güterwagen herausgeholt.

Wir fahren weiter bis Pasewalk in Pommern, wir sind da! Rotkreuz-Schwestern und deutsche Männer in Uniform – für uns unfaßbar, weil mit Pistolentaschen an der Seite – heben uns aus den Waggons. An ihren Ärmeln lese ich „Deutsche Volkspolizei“. Viele Kinder haben den Transport nicht überlebt, ich aber lebe!

Aber ich bin allein hier, wo sind meine Geschwister?

Wo ist Mama?

Angaben zur Autorin

Naujoks, Helga, geb. 1932 in Preußisch Eylau, Ostpreußen, lebt in Berlin. Beruf/Tätigkeiten: Absolventin der Staatlichen Schauspielschule Berlin-Niederschöneweide, Schauspielerin, lehnte Zusammenarbeit mit der „Stasi“ ab, verdecktes Berufsverbot; heute in verschiedenen Filmtheatern tätig. Bisherige Veröffentlichungen: Beiträge in Zeitgut Band 7, 10, 12 und in „Unvergessene Weihnachten, Band 2“.

Auszüge aus dem Buch

Nichts führt zurück

Flucht, Vertreibung, Integration 1944–1955
Zeitgut-Auswahl, 320 Seiten, gebunden
erweiterte Neuauflage 2007
ISBN 978-3-86614-133-9, Euro 9,95



Nach der Ausweisung aus meiner Geburtsstadt Stolp in Pommern im Herbst 1947 und der Flucht aus Leipzig in den Westen war ein kleines Dorf zwischen Helmstedt und Wolfsburg unsere neue Heimat geworden. Wir lebten auf einem Bauernhof mit Pferden, Kühen, Hühnern, Schweinen, Gänsen, Enten und einem großen Jagdhund. In dem Bauernhaus bewohnten wir zwei Zimmer, ein größeres, in dem sich unser Leben abspielte, wo gewaschen und gekocht wurde. Hier befand sich ein wunderschöner alter Sekretär mit vielen kleinen Schubfächern, in denen Mutti die Papiere, das Geld und die Lebensmittelkarten aufbewahrte. Das andere Zimmer war klein, es paßten nur zwei Betten hinein. Das Fenster zum Garten war vergittert, und in der Tür war eine kleine Glasscheibe angebracht. Dieser Raum war sicher einmal die Speisekammer gewesen. Zweimal im Jahr wurden die Strohsäcke für die Betten neu gefüllt, dann mußten wir eine Fußbank zu Hilfe nehmen, um ins Bett zu steigen. Das fanden wir Kinder herrlich.

Die Bäuerin war eine liebenswerte Frau. Wir mochten sie alle gern. Sie schenkte uns oft kleine Leckereien. Der Bauer aber war ein rabiater Mann. Er schlug seine Frau. Sie tat uns oft leid. Die beiden Söhne aber liebten ihre Mutter über alles. Die Bäuerin lief schon ganz krumm von der vielen, schweren Arbeit.

Ende Juli 1948 waren wir eingezogen. Im August begann wieder die Schule. Wenn ich das Wort „Schule“ nur hörte, bekam ich schon Angst. In der zweiten Augustwoche war es so weit. Mutti brachte mich hin. Ich kam in die zweite Klasse. Meinem Alter nach hätte ich schon in die dritte gemußt. Der Lehrer war ein freundlicher Mensch. Aber die Kinder! Sie starrten mich an wie das achte Weltwunder. In der Klasse waren 70 Prozent Flüchtlingskinder, doch sie lebten schon drei Jahre im Dorf, sie gehörten bereits dazu.

Gleich die erste Bank vor dem Pult wurde mein Platz. Niemand wollte neben mir sitzen. Das war nicht weiter arg. Viel schlimmer war, daß ich keine Bücher hatte. Herr Pinkanelli, der Lehrer, bat die Kinder, mir zu helfen, mir ein Buch auszuliehen. Weit gefehlt! Niemand war bereit, mir diesen Gefallen zu erweisen. Sie hatten alle eine Ausrede parat.

Den zweiten Schultag werde ich nie vergessen. Der Lehrer hatte mir Hefte und einen kleinen Bleistift gegeben. Als die Stunde begann, klopfte mein Herz bis zum Hals. Ich wagte nicht aufzuschauen. Der Lehrer betrat den Raum, wir standen alle auf. Ich hielt den Kopf noch gesenkt, da legte er mir seine Hand auf die Schulter. Er hatte wohl bemerkt, daß ich traurig war. Als er dann noch ein paar nette Worte zu mir sagte, konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Ich heulte wie ein Schloßhund. Wie gern wäre ich in diesem Moment davongelaufen! Alle Schüler hatten ihre Hausaufgaben, nur ich nicht. Meine Hefte waren leer. Wie hätte ich auch ohne Lehrbuch die Aufgaben machen sollen?

Auszüge aus dem Buch



Die Kinder lachten über mich und schwatzten durcheinander, bis Herr Pinkanelli sie zur Ruhe rief. Er nahm mich an die Hand, stellte mich vor die Klasse. Nun begann eine Gardinenpredigt. Die Kinder hörten schweigend zu, nur eine ganz Vorwitzige rief dazwischen: „Die kann ja nicht einmal richtig deutsch sprechen!“

Das stimmte allerdings. Aber woher sollte sie auch wissen, warum?

Als andere Kinder meines Jahrganges eingeschult wurden, lebten wir noch in Stolp, das jetzt zu Polen gehörte. Zu dieser Zeit war ich täglich unterwegs, um etwas Eßbares zu beschaffen, damit wir nicht verhungerten.

Der Lehrer hielt fest zu mir: „Ingeburg, du bleibst nach der Stunde hier: Die Bücher borge ich dir, nur sauber muß du sie halten. Es sind meine.“

Ich war selig. Zu Hause setzte ich mich sofort hin. Buchstabieren konnte ich ja bereits, denn das hatte mir Eva-Maria, eine Mitpatientin, im Krankenhaus in Schöningen beigebracht. Doch flüssig lesen war eine andere Sache. Ich übte Stunde um Stunde, zog Buchstaben zusammen, bis sie einen Sinn ergaben. „Mutti, ich kann lesen!“

Tränen flossen über meine Wangen. In diesem Moment war ich das glücklichste Kind der Welt. Ich verwandte sehr viel Zeit für meine Hausaufgaben. Bald konnte ich auch in ganzen Sätzen sprechen. Wie stolz war ich, wenn der Lehrer mich lobte, wenn unter meinen Arbeiten stand: „Das hast du gut gemacht!“ Abends freute ich mich schon auf den nächsten Schultag!

Im Unterricht war die Welt in Ordnung, doch in den Pausen war ich allein. Die Kinder lehnten mich immer noch ab. Mit einem „Polenkind“, so nannten sie mich, wollten sie nichts zu tun haben. Es tat mir so weh, wenn ich zuschauen mußte, wie die anderen miteinander spielten.

Klaus und Fritz wurden meine ersten Freunde. Klaus war drei Jahre älter als ich, Fritz in meinem Alter. Später kam Anneliese hinzu. Sie war Vollwaise, wurde von ihrer Oma großgezogen. Gemeinsam gingen wir zu den Bauern zum Kartoffellesen. So verdiente ich mein erstes Geld. Im Spätherbst, als es schon fror, halfen wir bei der Zuckerrübenernte. Das war eine schwere Arbeit.

Weihnachten wurde ein sehr schönes Fest. Lehrer Pinkanelli hatte mit den älteren Schülern ein Theaterstück eingeübt. Die Bauern hatten mitgeholfen, dem Fest einen feierlichen Rahmen zu geben. Jedes Kind im Dorf bekam eine große Tüte mit Gebäck und Äpfeln. Wir nahmen die Gaben wie selbstverständlich hin. Heute frage ich mich, was unser Lehrer, der gute Mensch, alles unternommen haben mag, um dies zu erreichen?

Unsere Familie war arm. Mutti bekam 90 DM Sozialunterstützung im Monat. Unsere Pausenbrote sahen danach

Auszüge aus dem Buch



aus, meist nur Vierfruchtmarmelade. Die Brote von Anneliese hingegen waren immer mit Wurst überbelegt. So kamen wir auf die Idee, sie zu tauschen. Ich aß die Wurstbrote aber nicht, sondern nahm sie mit nach Hause.

Anneliese, Klaus, Fritz und ich waren eine verschworene Gemeinschaft. In den Pausen saßen wir immer zusammen. Es störte die anderen drei nicht, wenn ich manchmal noch „mir“ und „mich“ verwechselte. Alles in allem hatte ich in kurzer Zeit sehr viel gelernt. Lob und Anerkennung hatten mich beflügelt und zu noch mehr Leistung angespornt.

Angaben zur Autorin

Zimmermann, Ingeburg, geb. Ripholz, geb. 1939 in Stolp, Pommern, lebt in Wittmund, Niedersachsen. Beruf/Tätigkeiten: Gemeindeschwester der Stadt Wittmund, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: Beiträge in Zeitgut Band 1, 2, 6 und 17.

Auszüge aus dem Buch

